

Universitätsbibliothek Wuppertal

Charakterköpfe aus der antiken Literatur

Fünf Vorträge

Schwartz, Eduard

1906

II. Thukydides und Euripides

Nutzungsrichtlinien Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.

Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

[urn:nbn:de:hbz:468-1-3042](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:468-1-3042)

II

THUKYDIDES UND EURIPIDES

Hesiod und Pindar sind in gewissem Sinne einsame Menschen. Der Kleinbauer von Askra, dem die Formen des ionischen Heldenepos die Möglichkeit gaben sich auszusprechen, enthüllt ein Stück altgriechischen Lebens, über welches gerade das Epos einen glänzenden Schleier für Mit- und Nachwelt gelegt hat. In der Einsamkeit der Bergweide erging an ihn der göttliche Ruf zu etwas Höherem, und die Verletzung des echt bäuerlichen Rechtsgefühls, das sich dagegen aufbäumt, durch die Willkür der Großen die Heimstätte der eigenen Arbeit zu verlieren, gab ihm die Kraft zu erkennen daß nicht nur Streitwagen und Ritterspieß, sondern auch Ochsenkarren und Pflug heroische Waffen seien, wert dichterischen Glanzes. Er blieb ein Prediger in der Wüste. Pindar, der vornehme Göttersohn, setzt sein ganzes Mannestum daran, eine Welt zu erhalten, die den Fluten der Demokratie keinen Damm mehr entgegensetzen konnte, weil sie innerlich morsch geworden war; ihr größter Prophet ist der deutlichste Zeuge ihres Endes. Thukydides und Euripides entstammen der attischen Kultur des 5. Jahrhunderts, einer Kultur deren inneres Leben den Jahrtausenden Trotz geboten hat. Epigonen der Romantik, an Ernst der Arbeit und kindlichem Herzensadel ihren geistreichen Vorgängern überlegen, ihnen gleich in dem mangelnden Verständnis für die dämonischen Tiefen des immer schaffenden und immer

zerstörenden realen Lebens, haben diese Kultur gemalt als ein Paradies in dem überirdische Schattenwesen den Traum der Freiheit und der Schönheit träumten. Ohne Zweifel ist das Licht mit dem dies Idealbild vielen und nicht den schlechtesten die dunkle Nacht die man Menschenleben nennt, erleuchtet hat, ein reineres und wärmeres gewesen als der grelle Schein betäubenden Genusses und sich abhetzender Jagd nach äußerem Erfolg, an dem man sich jetzt so gerne blind sehen möchte gegen die innere Friedlosigkeit: aber wenn ein aus der Geschichte genommenes Idealbild wahr und wirklich werden kann in den Herzen, so beweist das noch lange nicht, daß es in der Geschichte selbst wahr und wirklich gewesen ist. Im Altertum haben die Menschen allerdings einmal vom Schönheitstraum leben wollen, aber nicht im sogenannten perikleischen Zeitalter, sondern zur Zeit des Kaiser Hadrian und der Antonine: es kam nicht viel dabei heraus, und die Menschen selbst haben sich wenig wohl dabei gefühlt, noch weniger freilich die welche die unmittelbare Erbschaft jenes Zeitalters antreten und die bittere Not der Wirklichkeit am eigenen Leibe erfahren mußten. Die Perioden in denen der Menschheit Pulse rascher schlagen, die Zeiten des Schaffens, sind nie paradiesisch gewesen: gerade dann haben Seelengröße und sterbliche Leidenschaft, Hingabe und Haß, das Schaffen für die Ewigkeit und der Jammer des Herzens enger nebeneinander gewohnt als sie es im Menschendasein überall und zu allen Zeiten tun. Die großen Athener des 5. Jahrhunderts verlieren nichts, wenn der Nimbus jahrtausendelanger Bewunderung sich auflöst und statt der klassischen Muster Männer erscheinen, die den Kelch des Daseins bis zum letzten Tropfen haben leeren müssen.

Thukydidēs war nicht von rein attischer Abstammung; sein Vater war zwar attischer Bürger, muß aber aus derselben thrakischen Dynastenfamilie entsprossen sein, in welche Miltiades, der Sieger von Marathon, hineingeheiratet hatte. Von daher stammten die großen Besitzungen der Familie in Skapte Hyle, nicht weit von der wichtigen attischen Festung Amphipolis, aber auf nicht attischem Gebiet gelegen. Thukydidēs Geschichtswerk verrät daß er die thrakischen und makedonischen Verhältnisse aus eigener Anschauung kannte; er schildert mit plastischer Deutlichkeit den Gegensatz jener Bauern- und Räuberstämme zu dem griechischen städtischen Wesen und die zivilisatorische Arbeit welche die dortigen Fürsten aus sehr egoistischen Gründen betrieben.

Die Zeit in der Thukydidēs aufwuchs und die bestimmenden Eindrücke empfing, war die in welcher die attische Politik nach allerhand Schwankungen und Unsicherheiten ihre große Achsendrehung vornahm, die zum peloponnesischen Krieg führte. Durch ein Übereinkommen mit dem Großkönig wurde der Perserkrieg zum Stillstand gebracht; die Athener wollten die Hände frei haben um ihr hellenisches Reich zu konsolidieren. An Stelle der nationalen Gegensätze traten die merkantilen; dem attischen Handelsmonopol stand Korinth im Wege, dessen Macht im Westen ihre festesten Stützpunkte hatte, und die Zukunftspläne der attischen Staatsmänner schweiften jetzt nicht mehr nach Cypern und Aegypten, sondern nach dem ionischen Meer und Sizilien. Als der peloponnesische Krieg ausbrach, war Thukydidēs ein reifer Mann, hatte vermutlich sein dreißigstes Jahr schon hinter sich. Im Sommer 424 trat er in die höchste Exekutivbehörde des attischen Staates, das Strategenkollegium ein. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß man

schon bei der Wahl sich der Hoffnung hingab, daß seine Kenntnis der thrakischen Dinge und sein Einfluß in dem Grenzgebiet wertvoll werden könnten; jedenfalls hatte er im Winter 424/3 die Flottenstation in Thasos zu kommandieren. Der Posten war wichtig, denn der Spartaner Brasidas hatte schon im Sommer dem attischen Reich auf der chalkidischen Halbinsel die empfindlichsten Verluste zugefügt und jetzt glückte ihm ein Hauptstreich; er setzte sich in den Besitz der Brücken über den Strymon. Thukydides eilte auf die Nachricht herbei, kam aber zu spät um Amphipolis zu retten: die Athener haben diese wichtige Stadt nie wieder bekommen, zwei Menschenalter später wurde ihr heißer Wunsch sie zu besitzen, der Anlaß zu dem verhängnisvollen Streit mit Philipp von Makedonien. Die demokratischen Chauvinisten, Kleon an der Spitze, suchten nach leidiger Gewohnheit einen Sündenbock und fanden ihn in dem vornehmen, reichen Manne, der die auf ihn gesetzte Hoffnung so enttäuscht hatte; er wurde wegen Hochverrat zum Tode verurteilt. Thukydides hatte diesen Ausgang vorausgesehen und sich auf seine Besitzungen in Sicherheit gebracht. Auf attischem Gebiet war er von nun an vogelfrei; innerhalb des Machtbereichs der Peloponnesier hing das Wohlergehn des rechtlosen Verbannten lediglich davon ab, wie weit es ihm gelang, durch persönliche Verbindungen, Besitz, Klugheit sich in Respekt zu setzen. In Skapte Hyle selbst wurde die Existenz für ihn unbehaglich, nachdem Sparta im Frieden von 421 das Recht Athens auf Amphipolis anerkannt hatte und er erwarten mußte, daß Athen alles daran setzen würde, seine verlorene Position wiederzugewinnen: daß das versäumt werden würde, ließ sich zunächst nicht voraussehen. So ging Thukydides in die Peloponnes,

wir wissen natürlich nicht genau wohin; er hätte indes die komplizierten politischen Verschiebungen die sich in den nächsten Jahren in der Peloponnes abspielten, nicht mit der Klarheit wie er es getan hat, darstellen können, wenn ihn nicht ein persönlicher Verkehr mit leitenden spartanischen Kreisen in den Stand gesetzt hätte, den Lauf der Dinge von oben und als Eingeweihter zu sehen. Wo er sich dann aber nach dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten aufgehalten hat, läßt sich nicht ausmachen; in Sizilien ist er nicht gewesen: dann müßte sein Bericht von der attischen Expedition von Syrakus aus orientiert sein; er ist aber nicht einmal peloponnesischer, sondern attischer Herkunft. Am wahrscheinlichsten bleibt immer, daß er nach Skapte Hyle zurückging. 411 zog sich der Krieg wieder in die thrakischen Gegenden; nur bis zu diesem Zeitpunkt ist Thukydidés Erzählung gelangt. Weshalb er hier abbrach, ist bis jetzt ein Rätsel; nur so viel halte ich für sicher, daß bald nach 411 seine Verurteilung durch speziellen Volksbeschluß aufgehoben ist. Die Kassierung eines rechtskräftigen, von der Gemeinde gefällten Urteils ist in einem Rechtsstaat — und die attische Demokratie war das ohne jeden Zweifel — eine schwierige und seltene Sache: da wir weder die Zeit noch den Inhalt des Beschlusses genau kennen, bleiben die Motive im Dunkeln. Es ist keineswegs nötig, nicht einmal geraten, anzunehmen daß spezielles Wohlwollen für Thukydidés oder Gerechtigkeitsgefühl ihn veranlaßt haben; man kann sehr wohl den Zweck verfolgt haben, dem einflußreichen Manne, der in Thrakien etwas bedeutete, die Möglichkeit zu nehmen, mit den Feinden Athens unbefangen zu verkehren. Wie dem auch sei, Thukydidés hat von der rechtlichen Möglichkeit, nach Athen zurückzukehren, während des Kriegs

keinen Gebrauch gemacht, sondern hat gewartet bis Athen gefallen war und eine Klausel des Friedens mit Sparta allen in der Verbannung lebenden die Einsetzung in ihre bürgerlichen Rechte zusicherte. 20 Jahre nach seinem Unglück im Amt sah er die Heimat wieder: das Reich Athens existierte nicht mehr, die langen Mauern waren geschleift, die Flotte vernichtet, die Stadt eine wehrlose Beute Lysanders und seiner Freunde. Der etwa sechzigjährige Mann hat noch einige Jahre, schwerlich länger als 399, gelebt und an seinem Werk gearbeitet; der Tod ereilte ihn, ehe er es zum Abschluß brachte, und der Torso wurde aus seinem Nachlaß herausgegeben. Unvollständiges und Fertiges, ältere Entwürfe und eine angefangene Umarbeitung sind notdürftig zu einem Ganzen zusammengeflickt, sogar das Rohmaterial der Urkunden, welche die antike Geschichtsschreibung stets in den Stil der übrigen Erzählung umzuschmelzen pflegt, ist direkt und keineswegs immer an richtiger Stelle mitgeteilt.

Die hellenische Geschichtsschreibung und damit die Geschichtsschreibung der okzidentalischen Kulturvölker überhaupt ist eine Tochter des Epos. Dieses hatte sich schon im sechsten Jahrhundert ausgelebt, aber die großen Taten der Nation in den Perserkriegen verlangten danach, ebenso gefeiert zu werden wie der troische Krieg und die Sieben gegen Theben. Die ionische Wissenschaft brachte eine Fülle neuer Anschauungen aus den alten Kulturen des Orients und Aegyptens so gut wie von den wilden Naturvölkern des Nordens und des Südens zusammen und lehrte die Mannigfaltigkeit menschlichen Daseins zu verstehen; umgekehrt verschärfte das kräftige politische Leben Athens den Gegensatz zwischen hellenischer Freiheit und persischem Despotismus. In

dem Geist Herodots vereinigten sich diese Antinomien zu einem positiven Schaffen. Die verwirrende Vielseitigkeit des ionischen Wissens ordnete sich ihm zu dem Bild des großen Kampfes zwischen Hellenen und Barbaren, der als das treibende Moment der Weltgeschichte erschien. Herodot gab die Errungenschaften der ionischen Denker, die prosaische Rede und den Sinn für das Wirkliche, nicht preis, setzte aber zugleich die Kunst mit der das ausgehende Epos große Stoffmassen zu disponieren verstand, in meisterhafter Weise fort und verdankte seinem Glauben an die Götter und das Walten sittlicher Mächte die Ruhe der Erzählung, die das Überlieferte schlicht und treu wiedergibt: mehr kann und will er nicht leisten.

Er starb in Athen in den ersten Jahren des peloponnesischen Krieges; sein Werk ist als Ganzes in eben der Zeit erschienen und war sofort veraltet, als es ans Licht trat. Denn der Sinn der Menschen wechselte damals rasch, wie immer in Zeiten kräftigen Lebens, und die jüngere Generation glaubte über dieses Epos in Prosa, eine so großartige Neuschöpfung es war, weit hinaus zu sein. Ihrer kritischen Skepsis widerstrebte der kindliche Glaube mit dem Herodot die Überlieferung verehrte, und das stark pulsierende Leben des Großstaats, die kühl realistische Politik des Perikles erzog das neue Geschlecht dazu, auf die kleinen Verhältnisse der Vergangenheit vornehm herabzusehen und sich ausschließlich für das große Spiel der Kräfte in der Gegenwart zu interessieren. Thukydides gehörte dieser Generation an und nahm sich schon beim Anfang des peloponnesischen Krieges vor, diesen Kampf, der etwas ganz neues, nie dagewesenes zu werden versprach, in moderner Weise darzustellen, mit dem deutlichen Bewußtsein,

auch selbst etwas Neues und Vorbildliches zu schaffen. Er ist ein Sohn der Aufklärung, der Nikias abergläubische Religiosität mit schneidendem Hohn abfertigt und für den Glauben an Orakel nur ein verächtliches Lächeln hat. Wer die Zukunft voraussehen will, der berechne richtig die Machtmittel: der klar disponierende, energisch handelnde Mensch beherrscht die Welt und die Ereignisse, sonst nichts. Thukydides ist ein Geschichtsschreiber vom Schlage Macchiavellis; nur das unterscheidet ihn von dem Florentiner, daß seine Vaterstadt ein großer und kräftiger Staat war, jener in seinem engeren und weiteren Vaterlande kein Staatesgebilde fand, das den Großmächten jener Zeit gewachsen war. So wird dem Italiener der Renaissance die Politik allzusehr zur Kunst, die Dinge und die Menschen mit überlegenem Verstand zu zwingen; dem Athener des 5. Jahrhunderts ist das Bewußtsein nicht abhanden gekommen, daß eine große Politik ohne eine Großmacht nicht denkbar ist.

Die Verbannung schärfte Thukydides den Blick für die realen Verhältnisse; besonders sein peloponnesischer Aufenthalt ist ihm für die geschichtliche Erkenntnis sehr wertvoll gewesen: aber nur wer von hellenischem Leben keine Ahnung hat, kann ernsthaft meinen daß er sich in den Verlust der Heimat und der bürgerlichen Stellung gleichmütig gefunden hätte. Der Groll über sein zerstörtes Leben hat ihm die kalte Klarheit des Geistes gegeben, die eine Wonne darin findet, die Dinge hart und scharf, ohne jeden verklärenden Schein, zu sehen. Er hat das Bild seines Gegners Kleon mit einem Haß gezeichnet, der um so vernichtender wirkt als er nicht auf die Oberfläche tritt, und sein Haß ist nicht bei dem einen Mitbürger stehen geblieben. Die harte Behandlung welche die Athener der kleinen Insel Melos

angedeihen ließen, war nicht nur ein moralischer, sondern auch ein politischer Fehler, andererseits aber auch ein vereinzelt, unwichtiges Ereignis. Thukydides hebt es über Gebühr hervor dadurch daß er ein unverhältnismäßig langes Gespräch einschaltet, in dem die Athener den Meliern in brutaler Weise das Recht des Stärkeren predigen. Der Leser soll die Faust ballen gegen ein Volk das solche Schändlichkeiten zum politischen Grundsatz erhebt; es gibt zu denken, wenn wir erfahren daß in den publizistischen Fehden gegen das attische Reich das Schicksal von Melos eine viel größere Rolle spielte als jemals im wirklichen Lauf der Dinge.

Die geistige Kraft eines Mannes ist daran zu erkennen, daß er, wenn das Alter kommt, noch wandlungsfähig bleibt. Thukydides muß, spätestens nach seiner Rückkehr, seine Anschauungen erheblich geändert haben; er begann sein früheres Werk umzustoßen. Ursprünglich sah er, gemäß seiner unmittelbaren Beobachtung der Ereignisse und der Anschauung der peloponnesischen Dinge, die ihm sein Aufenthalt dort sofort nach 421 geliefert hatte, die Ursache des Kriegs in dem Haß der sich gegen Athen bei seinen unmittelbaren Nachbarn angesammelt hatte. Megarer, Aegineten und vor allem die korinthischen Handelsherren, welche der rücksichtslose Unternehmungsgeist der attischen Demokratie aus einer Position nach der andern jagte, hetzten und schürten so lange, bis sie Sparta für ihre Interessen gewonnen hatten. Ohne diese Hetzereien wäre für Athen mit der kriegsscheuen spartanischen Politik, die ungerne die erstarrten Ordnungen des Spartiatentums der gefährlichen Probe auswärtiger Feldzüge aussetzte, ein Ausgleich möglich gewesen; tatsächlich ließ auch Sparta im Frieden des Nikias seine alten und neuen Bundes-

genossen im Stich und gestand offen seine Unlust und seine Unfähigkeit ein, das attische Reich zu sprengen. Nach der sizilischen Katastrophe verschob sich das Bild. Das Sparta der Lysander und Gylippos war nicht mehr das des Archidamos, an rücksichtsloser Machtpolitik ließ es alles hinter sich, was Athen je gewagt hatte. Offen und ungescheut strebte Lysander nach einer Tyrannis über ganz Griechenland, die den peloponnesischen Bund mit dem vernichteten attischen Reich vereinigen sollte. Unter dem Eindruck der ärgsten Gewalt Herrschaft die Griechenland je erlebt, schrumpften Thukydides die von ihm richtig beobachteten Gegensätze von 431 zu einem Nichts zusammen. Die ungeahnte Kraft die das Dorertum plötzlich im sizilischen und dann im dekeleisch-ionischen Kriege entfaltete, offenbarte was für zentrifugale Gewalten im Leben der hellenischen Stämme verborgen waren, und lehrte den politischen Denker die Imponderabilien der Stammesgegensätze gewichtiger einschätzen als er bis dahin getan hatte. Jetzt wo Sparta eine dominierende Stellung erreicht hatte, wie sie Athen nie zugefallen war, glaubte sich Thukydides zu dem geschichtlichen Urteil berechtigt, daß der eigentliche Feind Athens von jeher Sparta gewesen wäre; dessen Eifersucht, nicht der Neid der Korinther, sei an dem furchtbaren Kriege schuld gewesen. Diese Auffassung trieb ihn dazu, den ersten zehnjährigen Krieg mit dem schwankenden Friedenszustand der auf ihn folgte, und dem letzten Vernichtungskampf gegen das attische Reich zu einer Einheit zusammenzufassen: er sah die früheren Ereignisse im Licht der späteren. Einst hatte er den archidamischen Krieg mit kühler Objektivität erzählt, das Augenmerk nur auf die politischen und militärischen Machtverhältnisse gerichtet, jetzt

ging ihm die tiefe Kluft auf, die spartanisches und attisches Wesen schied, und im Anblick des tiefen Falls seiner Vaterstadt empfand er erst ganz, eine wie großartige Schöpfung das Reich gewesen war, dessen glänzende Tage er noch gesehen hatte. Seine jüngeren Zeitgenossen dachten anders. Von jeher war Perikles Politik von allen die aus irgend welchen Gründen den Krieg mißbilligten, stark angegriffen, mehr denn je in der Zeit unmittelbar nach dem Fall Athens. Die Oligarchen sahen stets in dem Reich eine böse Frucht der Demokratie; in dem letzten entsetzlichen Jahrzehnt des Kriegs gewöhnte sich auch die Intelligenz daran, das Unglück Athens als Strafe für seine Herrschaft zu betrachten und gegen die Ungerechtigkeit dieser Herrschaft zu deklamieren. Diesen Anschauungen tritt Thukydides in den nach 404 geschriebenen, neuen Partien seines Werks mit leidenschaftlicher Schärfe entgegen. „Perikles hat Recht gehabt, wenn er vor der spartanischen Eifersucht keinen Schritt zurückwich; auf die Streitigkeiten die schließlich zum Kriege führten, kommt es im Grunde nicht an“, so lehrte er jetzt und vollendete die sehr genaue, aber unfertige Darstellung nicht, die er früher von diesen Streitigkeiten gegeben hatte. Er setzte auseinander wie Perikles die eigene und die Macht des Gegners richtig geschätzt hatte, als er den Krieg wagte, wie nicht seine Politik, sondern die Fehler der Athener den unglücklichen Ausgang verschuldeten. Nicht der Geschichtsschreiber, sondern der Dichter legt Perikles in seiner letzten Rede die stolzen Worte in den Mund: „Vergeßt nicht daß Athen den größten Ruhm dem Mut verdankt, den das Unglück nicht beugt, daß es stets die größten Opfer im Krieg gebracht hat, daß es eine Großmacht ist, wie die Welt noch keine gesehn, an welche,

wenn wir sie aufgeben müssen, da ja alles Große einmal stürzen muß, unseren Nachfahren die ruhmvolle Erinnerung bleiben wird für alle Zeiten.“ Er wollte an dem Reich nicht irre werden, weil es zusammengebrochen war, und blickte mit grimmiger Verachtung auf das neue, mutlose, moralisierende Geschlecht hinab, das für die Zeit der Größe Athens so gar kein Verständnis mehr hatte. In zwei großen Reden, der der Athener auf der peloponnesischen Tagsatzung und der des Perikles auf die Gefallenen, verteidigte der greise Geschichtsschreiber die attische Herrschaft und zog eine Parallele zwischen attischem und spartanischem Wesen, die die Wirtschaft der spartanischen Harmosten und der Parteigenossen Lysanders scharf geißelt und Athen ein Denkmal setzt, dessen kein anderer Staat sich rühmen kann. Mit festen, harten Strichen zeichnet er das Bild attischer Art und attischer Größe: der alte Mann, der nach 20 Jahren des Exils, des Grams und des Haßes sich vom siegreichen Feind in die gedemütigte Vaterstadt hatte zurückführen lassen, besann sich auf dem Boden der Heimat und raffte die ganze Kraft seines stolzen Geistes zusammen, um seinem gefallenem Volk die Leichenrede zu halten.

Thukydides ist für die Nachwelt der Verfasser seines Werks, ihm ist sein Leben darin aufgegangen und in ihm lebt er fort. Wer von dieses eines Werkes Werden erzählt, der entwirft einen Umriß des Mannes selbst. Bei Euripides ist es viel schwerer, ja unmöglich, auf kleinem Raum ein auch nur einigermaßen abgeschlossenes Bild zu geben, weil er in seinen Dichtungen Welt und Leben in der verschiedenartigsten Weise zurückgespiegelt hat; dazu kommt die kolossale Produktion dieser attischen Tragiker: 92 Dramen soll Euripides verfaßt haben, von denen das Altertum noch 74 las, und 18 erhalten sind.

Da verzagt man, wenn es gilt die konstitutiven Faktoren der Persönlichkeit zu bestimmen.

Als Euripides 455 zuerst vom Archonten einen Chor erhielt, war die Tragödie durch Aeschylus zu voller Höhe entwickelt, Sophokles schon 13 Jahre tätig. Jener trat um diese Zeit vom Schauplatz ab; Sophokles und Euripides haben nach ihm ein halbes Jahrhundert die attische Bühne beherrscht, freilich mit sehr ungleichem Erfolg. Sophokles blieb bis in sein höchstes Alter der Liebling des Publikums, Euripides hat nur fünfmal gesiegt.

Ein Zufall war das nicht. Man braucht die beiden Männer nur anzusehen, um den Gegensatz der Naturen zu erkennen, den einen stolz und stattlich dastehend, im Vollgefühl seiner Kraft, grad ausschauend, das Haupt leicht zurückgeworfen, und daneben den zur Seite geneigten Kopf des Grüblers, mit den unordentlich über den Schädel herabfließenden Haaren, den festgeschlossenen Lippen, die Augen tief eingebettet in die schmalen Wangen, welche jene strengen Falten abgrenzen, wie sie die ungestillte Sehnsucht nach dem Wohlgefühl des Daseins in das alternde Menschenantlitz gräbt.

Beide Dichter fanden ein fertiges, großes Erbe vor, die Tragödie die Aeschylus aus einem leichten Spiel zu einer großen, ernsten Dichtung gemacht hatte. Sie haben beide dies Erbe gut gewahrt und gemehrt, aber der echte Nachfolger des Aeschylus ist Euripides gewesen. Sophokles Kunst ruht auf einem einfachen Sinn, der die Rätsel der Welt und des Menschenlebens reduziert auf den einen Gegensatz zwischen menschlicher Ohnmacht und göttlicher Allmacht. Die Menschen die Sophokles darstellt, sind mit nichten weich und ihre Schicksale

und Konflikte nicht monoton; auf seinen Brettern steht und fällt ein trotziges, stark wollendes Geschlecht, und die bunten Wechsel menschlicher Leiden und Leidenschaften weiß der attische Tragiker so scharf und objektiv wiederzuspiegeln, wie nur die ionischen Epiker und Erzähler. Schließlich indes ist das alles nur Kontrast zu der furchtbaren Kraft der seligen Götter, die Heil und Unheil senden wie und wann sie wollen, ohne daß die Sterblichen auch nur das geringste Recht hätten, nach den Gründen zu fragen. Das ist eine Religiosität die manchem nicht behagen mag, die auch in Athen das 5. Jahrhundert nicht überdauert hat, aber sie ist erhaben und echt, und sie hat dem dichterischen Genius des Sophokles die klare Ruhe gegeben, um dramatische Konflikte zu entwickeln, in denen sich künstlerische Konsequenz und ein geschlossenes religiöses Empfinden zu einer Wirkung vereinen, die erhebt, wenn sie zerschmettert. Die dramatische Virtuosität des Sophokles war zu groß als daß sie sich nur an den Stoffen versucht hätte, die ihm wie Oedipus und Aias völlig kongenial waren; aber auch da wo ihn die Rivalität mit Euripides auf fremde Bahnen lockt, bleiben ihm die wenigen kräftigen und einfachen Linien; mit sicherem Griff holt er nur so viel Probleme und Konflikte aus dem Stoff heraus, daß er dramatisch wird, und hütet sich, etwas in ihn hineinzutragen, was das überlieferte poetische Gut vergewaltigt oder aufhebt.

Aeschylos Weise war das nicht gewesen. Gewiß war Aeschylos in erster Linie zum dramatischen Dichter geboren und nicht zum spekulativen Philosophen oder Theologen; gewiß war ihm die Sage kein poetisches Spiel und kein bloßes Substrat von Ideen, sondern eine Welt von Wirklichkeiten: sonst hätte er die Tragoedie

nicht schaffen können. Aber darum bleibt es doch wahr, daß er mit den tiefsten religiösen und sittlichen Problemen schwer gerungen und diese Kämpfe in sein dichterisches Schaffen hineingetragen hat; seine größten Schöpfungen, die Orestie und die beiden Prometheus legen Zeugnis dafür ab, daß den tiefgehenden Wirbeln und Strudeln seines Sinnens und Empfindens das Bett der Überlieferung zu eng geworden ist. Wenn es zwar zu herben Harmonien, aber nicht zu schrillen Dissonanzen bei ihm kommt, so liegt das an der übermenschlichen Größe der Fragen und Gegensätze, die geahnt und nicht voll ausgetragen werden; der prophetische Tiefsinn der Sprache, die breit ausladenden Lieder des Chors beschatten wie eine Wolke die revolutionäre Kraft dieses starken und neuen Geistes.

Daran schloß Euripides an, nicht nachahmend, sondern fortsetzend. Eine Tat wie die des Aeschylos daß er die Heldensage in die Tragödie leitete, war nur einmal zu vollbringen, aber nur mit dieser Tat kann die Vermehrung des dramatischen Stoffes durch Euripides verglichen werden. An dem was von der griechischen Sage in der Nachwelt bis heute fortlebt, hat von den Dramatikern Aeschylos nur einen beschränkten, Sophokles fast gar keinen, Euripides nach dem Epos den größten Anteil, und zwar sind es meist neue Stoffe, die er oft aus den entlegensten Winkeln, keineswegs nur aus dem Epos heranzog. Phaedra, Medea, die taurische Iphigenie, um nur solche Gestalten zu nennen, die in die Weltliteratur übergegangen sind, verdanken ihr Leben dem glücklichen Spürsinn des Euripides.

Er brauchte neue Stoffe, weil ihn neue Probleme bewegten. In Euripides bohrt der Trieb nach Erkenntnis des realen Lebens, der rücksichtslos die Gegensätze

zergliedert, keinen sittlichen Begriff ungeprüft läßt, jener kritische Drang welcher das Athen der Sophistik so aufgeregt, so bereichert und so zersetzt hat. Es ist seine Wahrheitsliebe, die ihn zwingt, auf das peinlichste zu motivieren; es ist sein Streben, die Fülle des gegenwärtigen Menschengetriebes denkend und schaffend zu fassen, das ihn zu Fragen, Gegensätzen, Konflikten treibt, an denen die Poesie großen Stils bis dahin scheu vorüberging. Wer alle von Euripides aufgegriffenen und angegriffenen Probleme behandeln, ja auch nur aufzählen wollte, müßte eine Kulturgeschichte des damaligen Athen entwerfen; ich will nur ein einziges streifen. Weder Aeschylus noch Sophokles sind arm an Frauengestalten. Dem großen Publikum pflegen Tekmessa und Ismene, um von der Cassandra der Orestie zu schweigen, besser zu gefallen als Euripides Darstellungen edler Weiblichkeit: Alkestis, Eudamie, Iokaste, seine mit schwärmerischem Heroismus sich aufopfernden Jungfrauen sind zu bewußt um unmittelbar zu wirken. Das darf aber nicht darüber täuschen, daß erst Euripides die Frau als psychologisches Rätsel entdeckt hat: seine Weiber sollen nicht gefallen, sondern offenbaren wes die weibliche Natur fähig ist, im Guten wie im Bösen. Wo er die dramatische Unmittelbarkeit weiblichen Empfindens noch steigert dadurch daß er Barbarinnen vorführt, denen hellenische Sitte und Konvention keinen Zaum anlegt, wie z. B. Medea und Hekabe, da hat er Abgründe der Leidenschaft aufgetan von grausiger Tiefe. Er war ein zu reicher und unruhiger Geist, um sich an einem, noch so gewaltigen Gelingen genügen zu lassen; ihn reizte nicht nur das ungezügelte Toben der Leidenschaft, sondern auch das komplizierte Auf und Nieder einer kranken Seele, die, wie Phaedra, das Gute

nicht will und das Böse nicht wagt; er hat den künstlerischen Mut, auch den dunklen Irrwegen weiblicher Sinnlichkeit nachzugehen, der Neigung der Kriegsgefangenen für den Mörder ihrer Lieben, ja bis zum Inzest wagt er sich vor.

Euripides wollte ein moderner Mensch und ein moderner Dichter sein und stand als kritischer Denker und schaffender Künstler einem überlieferten Stoff gegenüber von einer Wucht und einem Druck wie sie eine Sage ausübt, die sich so frei und so plastisch hat ausbilden können wie die hellenische. Wo er der erste war, der den Stoff zu voller poetischer Behandlung entwickelte, da konnte er seine Intentionen rein realisieren, und aus eben diesem Grunde hat er den Kreis der tragischen Sagen so ungemein erweitert. War aber die Sage schon zu festen Umrissen mit eigenem inneren Leben gelangt, dann war es für ihn der grelle dramatische Licht in alle Winkel und Gänge hineinwarf, viel schwerer für seine Gedanken und Absichten in dem Überlieferten Raum zu finden als einst für Aeschylus. Und doch hat er es versucht, wie dieser, und in bewußtem Wetteifer mit ihm. So lange ihn Verbitterung und Vereinsamung nicht lähmten, sind ihm auch hier glückliche Würfe gelungen. In der Alkestis hat ihn eine geniale Schaffenslaune über einen Stoff dessen technische Schwierigkeiten ihn gereizt zu haben scheinen, so Herr werden lassen, daß er eine neue dramatische Gattung entdeckte, einen rohen, parodistischen Schwank zu einem humorvollen — nicht humoristischen, wie man das Wort jetzt gebraucht — Rührstück veredelte. Ihm glückte das gewagte Experiment, den frommen Ehemann, der seine Frau für sich sterben läßt, so zu heben, die Tugendseligkeit der Frau so zu dämpfen, daß eine

reine und freie Wirkung des im Grunde dramatisch unmöglichen Stoffes herauskommt und Scherz und Ernst des Menschenlebens sich zu ergreifender Anmut vereinigen. Aber sein künstlerisches Glück hat ihn gegen das Ende seiner Laufbahn verlassen, am schlimmsten dann wenn er mit Aeschylos direkt rivalisiert. Orest, zum politischen Flüchtling umgedeutet, der im Stil der Parteikämpfe des 5. Jahrhunderts sich sein Recht mit der Faust holt, Elektra, die durch eine unnatürliche Ehe verbittert, die schwache sündige Mutter mit dem scheußlichen Haß des Weibes verfolgt, das um sein intimstes Glück betrogen ist, oder der Orest dem die Pflege der Schwester, die Treue des Freundes die Gewissensqualen nicht lindern und der sich von der Furcht des Verbrechers vor schimpflichem Tode zu wahnwitzigen Räuberstreichen treiben läßt — das sind Dramen von sensationeller Aktualität; aber alle Bewunderung der dramatischen Kunst, der raffinierten Psychologie bringt darüber nicht hinweg, daß hier etwas Großes und Erhabenes zerstört wird, und die fieberhafte Unruhe dieser späten Stücke verrät daß die Sage sich an der Seele des Dichters gerächt hat.

Auch Aeschylos hat mit der Sage gerungen; mit dem Zeus der Theogonien und dem apollinischen Gebot der Blutrache ist er im Grunde seines Herzens nicht fertig geworden. Stets aber müht er sich um eine Lösung die der Sage gerecht werden möchte; Euripides geht zum Angriff gegen die Sage selbst über, weil er sie für unsittlich und schädlich hält. Es war sein Verhängnis, daß er zu ernst war, um wie die sophistische Aufklärung, seinen Witz an der Überlieferung zu üben, und zu sehr Dichter, um dem Reiz, die Sage umzuschaffen, zu widerstehen. So kann er auch zu den

Göttern in kein klares Verhältnis kommen. Die Kühnheit, den Olymp zu einer zweiten Menschenwelt auszugestalten, war der glücklich objektiven Gestaltungslust der ionischen Epiker vorbehalten; für sie war längst die Zeit vorüber. Aeschylos gigantisches Ahnen, Sophokles frommes Schaudern waren dem Sohn des sophistischen Zeitalters versagt, der nach dialektischer Klarheit suchte; Euripides ist ein Vorläufer Platos, wenn ihm die poetische Überlieferung von den Göttern gottlos erscheint; nur erlaubte ihm seine Kunst nicht die Konsequenzen zu ziehen, die Plato gezogen hat, als er die Poesie von ihrem Thron stieß. Dem euripideischen Denken sind, wie der Naturphilosophie seiner Zeit, die Götter kosmische Gewalten, unpersönliche Elemente; wenn er die Ideen der Aufklärung nicht direkt ausspricht, sondern sie in der Regel in die Formen der orphisch-theogonischen Spekulation kleidet, so gehorcht er damit nur einer Forderung des poetischen Stils; innerlich ist ihm die veraltete orphische Theologie nichts, die Naturphilosophie seiner Zeit viel gewesen. Wo er die Götter als Persönlichkeiten darstellt, da lehnt er sich gegen sie auf, da werden sie ihm zu zerstörenden Gewalten, wie Aphrodite im Hippolyt, Hera im Herakles; nur selten, nur in Episoden entrollen seinem Schaffen so lichte Gestalten wie Apoll in der Alkestis, Artemis am Schluß des Hippolyt.

Von den Göttern der Überlieferung vermag Euripides nichts zu hoffen; er sucht das Große, das Erhebende und Reine im Menschen selbst, und gerade die Dramen seiner letzten, zerrissenen Zeit sind voll von Beispielen edelster Aufopferung, höchster Tugend, gleichsam als wenn sich der Dichter von der Schlechtigkeit der von den Göttern regierten Welt flüchtete zu dem unzerstör-

baren Adel der menschlichen Natur. Das ist eine Frucht der Aufklärung, und doch ist Euripides Anschauung vom Menschen und der menschlichen Natur dem Rationalismus überlegen, der sich mit der Formel daß der Mensch das Maß aller Dinge sei, den Hebel zurecht gemacht hatte, mit dem sich jede Überlieferung umstürzen ließ. Euripides hat den Menschen erkannt nicht als Philosoph, sondern als Dichter; wer das furchtbare Wort geprägt hat: „was gut ist, wir erkennen es wohl, wir wissen es, doch lassen wir's zur Tat nicht werden“, dem fällt die menschliche Vernunft nicht den letzten, entscheidenden Spruch, wie dem Rationalismus. Der Dichter kennt die dunklen Gewalten die von innen heraus das Selbst des Menschen umfassen, er kennt das qualvolle Ringen und den jähen Entschluß, dem die Tat die Rettung ist, wenn der innere Sturm das eigene Sein zu zerstören droht. Was eine kurzsichtige Kritik den Menschen des Euripides vorgeworfen hat und vorwirft, daß sie sich nicht gleich bleiben, daß sie umschlagen, das ist seine Größe: in den knappen Raum des Dramas drängt er ein inneres Geschehen zusammen, das, Regung für Regung, der Seele entquillt und eben dadurch daß es ans Tageslicht tritt, auf die Seele zurückwirkt und sie verändert; trotz der kraftvollen Energie mit der er die Handlung führt, liegen seine tragischen Peripetien im Inneren seiner Menschen. Sie sind sich freilich das Maß der Dinge, aber nicht mit ihrer dialektischen Vernunft, sondern weil ihnen ihr Wollen und Handeln, ihr Hoffen und ihr Leiden zu seelischen Prozessen werden, die sich folgerichtig entwickeln und vollenden; sie können gegen die Übermacht der seligen Götter protestieren, denn sie wissen welche Welt sie im Busen tragen. Wer das intimste Wesen euripideischer

Menschenkenntnis belauschen will, der beobachte Admet, wie er von der Bestattung seiner Frau heimkehrt und ihm nun erst, vor dem verödeten Hause, zum Bewußtsein kommt welchen Preis er für sein eigenes Leben sich hat zahlen lassen, oder Herakles, der nach der Tat des Wahnsinnes irre wird an seinem Heldentum. Der Dichter der diese innere Tragik des leidenden Individuums geschaffen, verdient unter die Großen des Geistes gezählt zu werden, welche der Menschheit die individuelle Persönlichkeit erschlossen haben.

Euripides war kein Politiker und ist nicht wie Sophokles ins politische Leben hineingezogen; dagegen war er Patriot. Der Haß gegen das tückische Sparta, die Sehnsucht nach Frieden, die Sorge um die kämpfenden Landsleute in Sizilien klingen in seiner Dichtung nach. Wie Aeschylos in den Eumeniden, so hat er in den Schutzflehenden dem Glauben an die Größe seines Volkes ein künstlerisches Opfer gebracht, und mehr als einmal hat ihm die Zeitgeschichte zu wirklich großen Konzeptionen verholfen. Eins seiner wirksamsten Stücke, der Kresphontes, ruht auf dem messenischen Aufstand den Athen während des archidamischen Kriegs anzettelte, und bezeugt geradezu, daß die attische Politik des 5. Jahrhunderts den Gedanken des Epaminondas, Sparta durch ein selbständiges Messenien zu lähmen, vorweggenommen hat. Natürlich hat Euripides sich für diese Politik nicht als militärischer oder diplomatischer Kannegießer erwärmt, sondern ihn treibt die Sympathie des Poeten für den unterdrückten Volksstamm, dem seine Vaterstadt die Heimat wiederschaffen will. Umgekehrt steht er der sizilischen Expedition gegenüber. Als sie beschlossen war, führte er eine Folge von drei Tragödien auf, die den Zug der Achaeer gegen Ilion in neuer Orientierung

behandelten, so daß die Sympathie des Publikums auf Seite der Troer sein muß. Das Elend der zerstörten Stadt, das die Troerinnen breit darlegen, nachdem im Eingang den siegreichen Achaeern die Vergeltung prophezeit ist, spiegelt wieder was der Dichter von dem unseligen Unternehmen dachte, das, wenn es gut ausging, eine blühende Hellenenstadt vernichten mußte.

Man kann sich danach vorstellen wie das Elend des letzten Krieges auf ihm gelastet hat. Dazu kam der Mangel an Erfolg, der immer giftigere Hohn mit dem ihn die Wortführerin der öffentlichen Meinung, die Komödie, überschüttete. Zäh hatte er festgehalten an der Hoffnung, mit seiner neuen Kunst durchzudringen, die nicht minder ernst war als die des Aeschylos und Sophokles; als er fühlte wie ihm die Jugend schwand, gelobte er bis zum Ende die Musen den Chariten zu gesellen, mit seiner Dichtung zu ringen um den Beifall der Herzen. Zu Lebzeiten des Dichters hat das Gelöbniß seine Erfüllung nicht gefunden. Die Opposition gegen die neuen Wege die er wandelte, ließ nicht nach, wurde eher schärfer in den Jahren in denen der Ruf „Rückkehr zum Alten“ im politischen Leben Athens lauter und lauter ertönte, und Euripides blieb der Mut und die Kraft immer von neuem gegen die aesthetischen Reaktionäre zu kämpfen mehr und mehr aus; das gehässige Anstürmen gegen den Schatten des Aeschylos zeigt wie ihn der unausgesetzte Widerstand des Publikums verbitterte. Schließlich konnte er nicht mehr; er ging nach Makedonien, an den Hof des rücksichtslosen, aber gescheuten Usurpators Archelaos, der seine rohen Untertanen auf alle Weise mit hellenischer Kultur zu zähmen versuchte. Der grübelnde, nervöse, müde gehetzte Dichter mag zwischen den unbändigen make-

donischen Junkern eine seltsame Figur gebildet haben, jedenfalls hat er den Frieden in der Fremde nicht gefunden.

In dem wilden, großartigen Bergland ging ihm das Unheimliche des Dionysoskultes auf, er hörte das wilde Heer toben, sah den furchtbaren Gott, der quellenden Segen der Natur und wildestes Rasen des Menschen gab und lenkte nach seinem Willen. Noch einmal raffte er sich auf zum Kampf gegen die Götter des Glaubens und der Überlieferung, in seiner letzten Schöpfung, den Bakchen.

Mit peinlichster Objektivität ist die Ekstase der dionysostollen Weiber geschildert, alle Kunst ist aufgeboten, die Allmacht des Gottes glaubhaft zu machen, des Gottes der auf den gutgläubigen Widersacher seine Maenaden hetzt, daß sie ihn zerreißen wie ein Stück Wild, daß die eigene Mutter das Haupt des Sohnes in bacchantischem Taumel triumphierend einherträgt. Das Gemälde des Unheils das der rasende Glaube an den Gott anrichtet, wird in seiner Wirkung noch gesteigert durch die kühlen Sophistereien mit denen die nüchternen, aller philosophischen und politischen Weisheit vollen Greise Teiresias und Kadmos den ehrlich widerstrebenden Pentheus zu beschwatzen suchen, daß er den Kultus des Gottes mitmache. Wie schriller Hohn gelte es durch die Verse des Chors, wenn er die göttliche Allmacht preist, die dem Ungläubigen lauernd nachschleicht wie ein tückischer Jäger: „denn nicht besser soll sein unser Denken und Tun als was das Herkommen gebeut. Er kostet ja so wenig, der Glaube daß nur Bestand hat das Göttliche, was immer es sei, und daß der Zeiten Brauch ewiges Recht der Natur ist.“ Als das Lied zum erstenmal auf der attischen Bühne erscholl, hatte der Dichter seine Ruhe gefunden, die Chariten drückten ihren Kranz auf die Stirn des Toten.
